



Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 87

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern

Heimatbund an Elb- und Wesermündung, e. B.

März 1957

Carsten Niebuhr aus Hadeln und der Suezkanal

Seit Monaten stehen Ägypten und der Suezkanal im Brennpunkt weltpolitischer Auseinandersetzungen. Nur wenige wissen, daß unser Landsmann Carsten Niebuhr erstmalig wieder auf die Bedeutung eines Großwasserweges zwischen Rotem Meer und Mittelmeer hingewiesen hat, daß er für den Entzifferer der Keilschrift die Unterlagen bereitstellte und daß er, ausgestattet mit dem Rüstzeug des Wissens seiner Zeit, der erste Weltreisende war, der den Nahen Osten in den Blickpunkt des Abendlandes brachte.

Was wußten schon unsere Vorfahren von den alten Völkern aus den Gebieten des Nils, des Euphrat und des Tigris. Wohl lasen sie in der Bibel, daß Josef in Ägypten Getreidespeicher baute und daß Moses sein geknechtetes Volk durchs Rote Meer und durch die Wüste Sinai führte.

Den Gelehrten war zwar manches über jene Länder durch Strabo, Herodot und Diodor bekanntgeworden, doch hatten Irrtümer und falsche Anschauungen in der Folgezeit zu Umwegen und Trugschlüssen geführt. Erst Carsten Niebuhr hat in seinen Reiseberichten Klarheit geschaffen und zugleich — wenn auch erst Jahrzehnte später — den Anstoß zum Bau des Suezkanals gegeben. Freilich gab es bereits zur Zeit der Pharaonen einen solchen Wasserweg; aber der war längst zerstört und verschüttet. Im Jahre 1672 wies Leibniz in einer Denkschrift an Ludwig XIV. auf den wirtschaftlichen Wert eines solchen Wasserweges für Frankreich hin; doch erst 1869 konnte der Franzose Ferdinand Lesseps den Kanal eröffnen. Jetzt liegt sein Standbild, umgerissen und zertrümmert, im gelben Wüstensand. Für die Kaiserin Eugenie — so berichtet sie selbst — war der Tag der ersten Durchfahrt am 18. November 1869 einer der Höhepunkte ihres Lebens. Auf der Jacht „Aigle“ fuhr das Kaiserpaar vor dem Khe-dive, Heinrich der Niederlande und dem Prinzen von Preußen von Ismailia nach Suez. Ein Jahr später war die Kaiserin auf der Flucht nach England...

Mit Hilfe der von Carsten Niebuhr gezeichneten Karte über das nördliche Rote Meer konnte der englische Kapitän Holford zuerst von Bombay nach Suez segeln. Niebuhrs Reise (1760 bis 1767) führte von Kopenhagen über Ägypten, Suez, Sinai, Bombay, Persien, Palästina und den Balkan. Seine Kenntnisse über die geographische Längenbestimmung und über Mondbeobachtungen befähigten ihn, den aufhorchenden Gelehrten aller Länder genaue Berichte, Karten und Messungen vorzulegen. Als Kind der Aufklärung und als nüchtern denkendes Kind seiner Marschenlande trat er allem Neuen unvoreingenommen entgegen. Wörtlich schrieb er z. B.: „Man könnte sagen, daß Moses und die vornehmsten Israeliten die Zeit der Ebbe und Flut an dem äußersten Ende des arabischen Meerbusens ebenso gut kannten wie die Bewohner der Insel Neuwerk und des Dorfes Duhnen in ihrer Gegend, daß also der Durchgang durch das Rote Meer gar nichts Unnatürliches gehabt habe... Indessen ist sehr wahrscheinlich, daß die Kinder Israel sich bei dem Durchgang durchs Meer der Ebbe bedient haben. Vielleicht förderte ein starker Nebel den Untergang der Ägypter.“

Seiner Anregung ist es zu danken, daß nach ihm Franzosen, Engländer und Deutsche als Spezialforscher seinen Spuren folgten und helles Licht in das Dunkel der Kultur der alten Völker brachten. Niebuhr war dänischer Etatsrat, Ritter des Danebrogordens, Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, der schwedischen, norwegischen und naturforschenden Gesellschaft und auch auswärtiger Assoziierter des „Instituts de

France“. Seine Werke wurden ins Dänische, Französische, Holländische und Englische übersetzt.

Zunächst war es Napoleon, der sich bei den Vorbereitungen auf sein Unternehmen nach Ägypten auf Niebuhr stützte. Über Ägypten hinweg wollte er — den Spuren Alexanders folgend — nach Indien vorstoßen und dort dem stolzen Albion den Todesstoß versetzen. Zugleich sollte die Unterwerfung des Nahen Ostens ihm die Gelegenheit geben, dem Ehrgeiz des französischen Volkes zu schmeicheln, indem er „in prangenden Museen seine Siegestrophäen dem erstaunten Vaterland“ zeigte.

Am 17. Oktober 1797 zog er durch den Frieden zu Campo Formio den Schlußstrich unter den siegreich beendeten italienischen Feldzug. Voller Unruhe und Tatendrang suchte er nach neuen kriegsrischen Unternehmungen. Damals schrieb er: „Paris lastet auf mir wie ein bleierner Mantel. Ein Maulwurfshügel ist euer Europa. Nur im Osten,



Dorfrühlingsabend

Der Abend dämmert leise,
ein warmer Wind erwacht,
die jungen Saaten träumen,
die Amsel singt zur Nacht.

Ein neuer Hauch des Lebens
umfächelt die Natur;
geheimer Kräfte Walten
erfüllt die stille Flur.

Heinrich Mahler



wo 600 Millionen Menschen wohnen, können große Reiche gegründet und große Revolutionen neu verwirklicht werden.“

In den Frühlingstagen des Jahres 1798 saß er im großen Sitzungssaal des „Instituts de France“ inmitten eines Kreises von Gelehrten und eröffnete ihnen seine Pläne über die kulturelle Erschließung der zu erobernden Gebiete. Vor ihm lag das zweibändige Werk Niebuhrs über dessen Forschungsreisen, und während seiner Rede pochte er immer wieder mit den Handknöcheln auf den Lederrücken dieser Bücher. Auf seinem Zuge nach Ägypten hat er Niebuhrs Werke stets mit sich geführt. 150 Astronomen, Geographen, Maler, Zeichner, Techniker, Sprachgelehrte und Künstler begleiteten ihn, und in Kisten und Kasten wurden alle aufzutreibenden Bücher über den Nahen Orient mitgeführt, dazu viele Apparate, Meßgeräte usw.

Am 19. Mai segelte Napoleon mit 38 000 Soldaten und 2000 Kanonen auf 328 Schiffen aus dem Hafen von Toulon hinaus. Hauptleiter der zivilen Expedition war Dominique Vivant Denon, der später Generaldirektor aller Museen Frankreichs wurde. Am 21. Juli stand Napoleon vor Kairo, der Hauptstadt des Landes. Hier sprach er das stolze Wort: „Soldaten! 40 Jahrhunderte blicken auf euch herab.“ Der Zusammenstoß mit den unter Murad-Bey, dem Herrscher Ägyptens, stehenden 10 000 Mameluken war furchtbar, doch am 25. Juli konnten die Franzosen einziehen. Aber schon am 7. August vernichtete Nelson die französische Flotte bei Abukir und unterband dadurch den gesamten Nachschub für das Landheer. Dazu untergruben Hunger, Durst, Malaria, Pest und auch die

gefürchtete Ägyptische Augenkrankheit, die meist zur Erblindung führte, den Mut und die Kampffähigkeit der Truppen. Heimlich verließ Napoleon am 19. August sein Heer und segelte auf der Fregatte „Muiron“ mitten durch die englische Flotte nach Frankreich zurück. Trotzig und begehrlieh wandte er jetzt seinen Blick nach Europa. Nach dem Fall Alexandriens mußte Napoleon dem englischen General Hutschinson alle zusammen-geschleppten Schätze übergeben, der sie dann seinem König Georg III. für das Britische Museum zur Verfügung stellte. Vorsorglich hatte Denon jedoch gewissenhaft von meist allen Funden Zeichnungen, Beschreibungen und Kopien anfertigen lassen, so daß er 1802 sein aufsehenerregendes Werk „Voyage dans la Haute et la Basse Egypte“ der Öffentlichkeit übergeben konnte.

Aber das Rätsel der Entzifferung der Hieroglyphen wurde nicht gelöst. Das blieb dem Buchhändler Jacques Champollion aus dem kleinen Figeac in Frankreich vorbehalten.

Es ist merkwürdig, daß bahnbrechende Erfindungen und Entdeckungen sowie umwälzende Fortschritte auf dem Felde der Menschheitskultur so oft mit bitterem Leid, harten Entbehrungen und Opfern erkauft werden mußten. Das bekam auch Champollion in reichem Maße zu spüren. Aus seiner Gegnerschaft zum Korsen erwuchsen ihm viele Widerwärtigkeiten, und gleich nach seinem Tode erklärte die ganze Meute seiner Gegner seine Feststellungen für Ausgeburten der Phantasie. Da war es der junge deutsche Ägyptologe Richard Lepsius, den König Friedrich Wilhelm IV. auf Vorschlag von Alexander von Humboldt auf drei Jahre (1843 bis 1845) ins Land der Pharaonen entsandte, und der die Methode Champollions rückhaltlos bestätigen konnte. Die Ernte, die dieser deutsche Forscher heimbrachte, waren Schätze für das „Ägyptische Museum“ in Berlin sowie die Bücher „Die Chronologie Ägyptens“ (1849) und „Ägyptens Königsbuch“ (1850). Bereits 20 Jahre vor ihm hatte der deutsche Schulmann Georg Friedrich Grotefend (1775 bis 1853) den Schlüssel zur Entzifferung der Keilschrift gefunden, und zwar auf Grund der Aufzeichnungen von Carsten Niebuhr, der auf seiner Reise beschriftete Steine in einem mächtigen Trümmerfeld, sieben Meilen nordöstlich von Schiras, fand. Ganz richtig deutete er diese Stätte als das alte Persepolis und die verstreuten Ruinen als Reste des von Alexander dem Großen zerstörten Palastes der persischen Könige Darius (521 bis 485) und Xerxes (485 bis 465 v. Chr. Geburt). Zur Zeit Niebuhrs weideten Schafe zwischen den Ruinen. Von hier brachte er eine Fülle von Aufzeichnungen mit heim und nach ihm befaßten sich die Gelehrten der Alten Welt immer mehr mit dem von ihm erforschten Gebiete. Aus seiner Feder erschien eine Reihe von Werken, die zum Teil mit großen Kupfertafeln ausgestattet waren:

„Beschreibung von Arabien“ (1772), „Reisebeschreibung nach Arabien und anderen umliegenden Ländern“ (Bd. I 1774, Bd. II 1778 und Bd. III aus seinem Nachlaß von Gloyer und Olshausen im Jahre 1838), ein Beweis, daß seine Forschungsergebnisse auch noch 23 Jahre nach seinem Tode und 71 Jahre nach Beendigung seiner Reise weitgehend beachtet wurden. Aus dem Nachlaß seines verstorbenen Begleiters Forskal gab Niebuhr drei zoologische Werke heraus. Hier möge die zu seinen Ehren am

*) Ein Enkel von Niebuhr, Marqus Carsten von Niebuhr, war damals staatswissenschaftlicher Schriftsteller, Diplomat und Kabinettssekretär in der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

17. März 1933 von den Männern vom Morgenstern an der elterwürdigen Kirche zu Lüdingworth angebrachte Gedenktafel im Bilde gezeigt werden. (Siehe unten.)

Nach seiner Heimkehr nahm ihn die Heimat ganz wieder in ihre Arme. Als Landschreiber (oberster königlicher Hebungsbauer) waltete er mit Milde seines Amtes; aber mit Umsicht und Tatkraft wandte er sich auch der Moorkultur zu und machte Beobachtungen über die heimische Pflanzenwelt und über den Landanwuchs an der holsteinischen Küste.

Draußen, unter einem fernen Himmel und unter fremden Menschen, war ihm die Heimat noch fester ans Herz gewachsen. Neben Erfolgsfreuden und Anerkennungen bot ihm jedoch das Leben auch Schweres und Hartes. Bereits 1807 starb ihm die Lebensgefährtin, die als Thüringerin das nasskalte und windige Wetter der Nordseeküste nur schwer ertrug. Wie so viele französische Soldaten im Sonnenbrand der durchglühten Wüste ihr Augenlicht einbüßten, so zeigten sich auch bei Carsten Niebuhr im fortgeschrittenen Alter die Folgen der Überanstregungen der Augen während sei-

ner siebenjährigen Reise durch den Orient. Die Sehkraft nahm immer mehr ab, bis ihn schließlich Finsternis umhüllte. Als er im Jahre 1811 zum letzten Male seine Hader Heimat aufsuchte, um noch einmal wieder den Fuß auf den Grund seiner Väter zu setzen, mußte seine Tochter, die ihn führte, ihm die Inschrift über dem Torbalken seines väterlichen Hauses vorlesen. Erschüttert stand der 78jährige Mann am Ende seiner Pilgerfahrt im Paradies seiner Jugend, wo er aus dem Brunnlein am Wege tausend Freuden getrunken hatte. In seinem ganzen Denken und Tun war er ein rechter Bauer geblieben, ein Wanderer zwischen zwei Welten. Auf der einen Seite lebte in ihm die Welt des beharrlichen und bodenverbundenen Bauerntums und daneben die Aufgeschlossenheit für das Fortschreitende im Leben. Alles zusammen eine Welt, die er selbst ordnete und regierte. Die schwere Luft der Marsch, der meist grauverhangene Himmel, der Nebel, die Ruhe der grünen Weiden und das stets wogende Meer mit dem Blick in die unendliche Ferne, das alles hatte sein Wesen geformt und in ihm Kraft und Ausdruck erhalten. Heimweh und Fernweh wohnten in seiner Brust...

J. J. Cordes



Der Münzbetrieb in unserer Heimat um 1500

Anlaßlich des kürzlich entdeckten Münzschatzes von Scharmbeck, der weitgehend Bremer Geld aus der Zeit um 1500 enthält, ist verschiedentlich die Frage erhoben worden, wo solches Geld damals in Umlauf gekommen ist und wie es gefertigt wurde.

Bei der Betrachtung dieser Frage müssen wir allerdings eine, von der heutigen Einstellung zum Zahlungsmittel völlig verschiedene Auffassung voraussetzen. Der Bargeldumlauf der Bevölkerung um 1500 kann nicht entfernt mit dem um 1950 verglichen werden. Tauschverkehr und Selbstversorgung ließen für manchen, besonders auf dem flachen Lande, die Münzen im Wirtschaftsverkehr entbehrlich erscheinen. Dazu kam, daß nicht nur hiesiges Geld im Umlauf war, sondern, anders als heute, auch die Geldstücke der Nachbarländer und sogar des Auslandes. Außerdem bedeutete in jenen Zeiten die Münze einen Edelmetallbarren, dessen bekanntes Aussehen sowie sein Feingehalt und Gewicht ihn umlaufsfähig machten. Die Goldwaage und der Proberstein waren die wichtigsten Requisiten der öffentlichen Wechselbuden in Bremen!

Die Bremer Erzbischöfe als unsere Landesherren übten das vom Kaiser verliehene Münzrecht bereits seit dem frühen Mittelalter aus. Es gab allerdings zeitweilige Unterbrechungen, während der die Münze an die Stadt Bremen verpfändet war. Die Herstellung der Geldsorten wurde vor allem in Bremen selbst vorgenommen. Es kam aber auch zur Einrichtung von Münzstätten an anderen Orten des Erzbistums, so in Stade (seit 1038) und in Bremervörde. Als Prägunen sind uns nur noch die in Vörde zwischen 1497 und 1511 geschlagenen Münzen des Erzbischofs Johann III. Rode bekannt. Sie tragen die Umschrift moneta nova voerensis und sind von dem erzbischöflichen Münzmeister Jaspas Koch hergestellt. Mit ihm schloß der Erzbischof einen Vertrag, der alle Einzelheiten der Prägung festlegte und der uns erhalten ist. Ähnlich verfuhr Johann Rode in der Stadt Bremen mit dem dort von ihm beschäftigten Jacob von Boporten. Beide Münzmeister, der eine in Bremervörde, der andere in Bremen, waren selbständige Unternehmer, die den Betrieb der Münze nur ihrem Landes-

herren verantwortlich und auf eigene Rechnung führten.

Es war alles vertraglich im Sinne der Zeit geregelt. Der Erzbischof stellte die Räumlichkeiten für die Prägung — in Bremervörde befand sich die Münzstätte wahrscheinlich auf der Burg, in Bremen ist kein Haus für diesen Zweck zu der Zeit nachgewiesen —, der Münzmeister hatte für alles weitere aufzukommen. Er verpflichtete die nötigen Handwerker, beschaffte die Materialien und die Geräte.

Für den Prägeherren waren bei der Einrichtung eines solchen Münzbetriebes nur die im ganzen Mittelalter und weit darüber hinaus gültigen fiskalischen Gesichtspunkte maßgebend. Die Geldherstellung sollte nicht, wie im modernen volkswirtschaftlichen Denken, eine notwendige Pflicht des Staates sein, sondern ein für die Obrigkeit lohnendes Geschäft darstellen. Daher war ein sogenannter „Schlagschatz“ ausbedungen worden. Die Münzstätte hatte für jede gewünschte Gewichtsmark Gold — eine Metallmenge von rund 234 Gramm — dem Erzbischof einen halben Goldgulden und für jede verarbeitete Gewichtsmark Silber einen Groten zu entrichten. Außerdem war eine jährliche Zahlung von 20 Bremer Mark an das Domkapitel zu leisten. Für den Münzmeister selbst rechnete man ausgangs des Mittelalters allgemein einen Gewinn von fünf Prozent und einen Unkostensatz für die Herstellung von 7,7 Prozent, die vom Metallwert der Münzen abzuziehen waren. Das erscheint uns heute wenig. Der Anreiz für den Münzunternehmer lag aber nicht in dem amtlich zugestandenem Vorteil, sondern in der Möglichkeit, einen größeren „Münzgewinn“ eigennützig herauszuwirtschaften. Dieser Münzgewinn bedeutete den Überschuß des Nennwertes der ausgeprägten Geldstücke gegenüber den Material- und Herstellungskosten. Die Ehrlichkeit des Münzmeisters war entscheidend! Dagegen erschien die Verführung zu unredlichen Geschäften groß und viele erlagen ihr — ein Anlaß zu den dauernden Klagen, die sich durch die Jahrhunderte ziehen!

Bereits beim Einkauf des Prägematerials ließen sich Gewinne erzielen. Man verwendete entweder

Pagiment genanntes Rohmaterial, d. h. außer Kurs gesetzte und zerbrochene Münzen und Bruchsilber oder das bergmännisch gewonnene sogenannte Brandsilber, das in Barrenform besonders in Leipzig gehandelt wurde. Landesgebiete wie das Erzstift Bremen, die über keine eigenen Bergwerke verfügten, hatten immer Schwierigkeiten, bei der allgemeinen Knappheit der Edelmetalle im Mittelalter, genügend davon zu beziehen. Die Stadt hat denn auch zweimal im Verlauf des 15. Jahrhunderts Ausfuhrverbote erlassen, um das vorhandene Bruchsilber völlig der Münze zuführen zu können.

Eine weitere Möglichkeit unerlaubten Vorteils bei der Geldherstellung sah man in der willkürlichen Verschlechterung von Gewicht und Feingehalt. So sind beispielsweise die bremischen Viergroten des erwähnten Fundes von Scharmbeck nur 750/1000 fein, trotzdem sie 875/1000 fein halten sollten. Es erklärt sich durch solche Machenschaften auch der häufige Wechsel der Münzmeister, da sie oft genötigt waren, den Ort ihrer Verfehlungen vorschnell zu verlassen. Wurde man ihrer habhaft, so drohte die Todesstrafe, die in Form der barbarischen sogenannten „Kesselstrafe“, dem öffentlichen Sitten in einem mit Öl gefüllten Kessel, auch in Bremen noch zur Reformationszeit einmal vollzogen worden ist!

Um die aus den Münzverschlechterungen folgenden Wirtschaftsschäden für die Kaufmannschaft möglichst gering zu halten, hat Bremen bereits seit dem beginnenden 14. Jahrhundert auf ein Mitspracherecht bei der Prüfung der Erzeugnisse der erzbischöflichen Münzschmiede gedrungen. Ein Mitglied des Rates, den man den Wardein nannte, sollte in gewissen Abständen den Münzbetrieb überprüfen. Die Erzbischöfe konnten sich nur schwer zu solchen Zugeständnissen bereit finden, die ihre Privilegien beschnitten.

Das Personal einer Münzstätte, wie der bremischen zu Beginn des 16. Jahrhunderts, war zumeist zahlreich. Es umfaßte außer dem Münzmeister drei bis vier Münzknechte und mehrere Lehrlinge, die einem Werkmeister oder „Münzohm“ unterstanden. Der langwierige technische Vorgang erforderte diese Zahl Menschen, und war mit seinen verschiedenen Arbeitsgängen noch ein reiner Handbetrieb.

Die Vorbereitung des Prägevorganges war in jener Zeit noch mit mittelalterlichem Brauchtum verknüpft, zu dem Vergünstigungen in Form von Essen und Trinkgelagen für die bei der Münzfertigung Beschäftigten gehörten. Nachdem man nun das Metall in den Schmelztiegel eingesetzt hatte, wurden die Gußformen vorbereitet. Man stach mit Eisenstangen Kanäle in den besonders zusammengesetzten Formsand, in die dann das Schmelzgut zu stabförmigen Barren ausgegossen wurde. Diese Barren brachte man durch Aushämmern auf die nötige Stärke der zu schlagenden Geldsorten. Aus den so erhaltenen, verhältnismäßig dünnen Blechen schnitt oder stanzte man darauf kleine Metallplatten oder Schrötlinge, um sie nach mehrfachem Ausglühen zu beprägen. Bei der eigentlichen Prägung legte man den einzelnen Schrötling auf den feststehenden Unterstempel, der das Rückseitenbild der Münze zeigte. Durch kräftigen Hammerschlag auf den aufgesetzten Oberstempel, der das Vorderseitenbild aufwies, führte man die beiderseitige Prägung der Münze durch. Infolge der unzulänglichen Härtung der Stempel, nutzten sie sich schnell ab und mußten von den Stempelschneidern häufig nachgearbeitet oder neu geschnitten werden. Die Folge sind oftmals Ungenauigkeiten in den Umschriften und falsche Angabe der Prägejahre.

Allerdings erreicht die äußere Gestaltung des Münzbildes durch den Reiz des Handgearbeiteten eine gediegene Schönheit, die ganz im Gegensatz zu den nüchternen, phantasielosen Fabrikzeugnissen unserer Tage steht, und die häufig zu kleinen Kunstwerken spätgotischer Stilisierung macht. Die Verwandtschaft des Münzerstandes zum Beruf des Goldschmiedes, dessen vielfache künstlerische Leistung im späten Mittelalter ja bekannt ist, wird auch in den hervorragenden Beispielen der bremischen Münzschmieden um 1500 deutlich.

E. H. Werther

Kirchenjuraten — Berichtigung und Ergänzung

In dem Aufsatz über die „Kirchenjuraten und Kirchenvorsteher in Schiffdorf“ in der Januarnummer unseres Heimatblattes ist im ersten Satz des dritten Abschnittes ein sinnentstellender Druckfehler vorhanden. Es muß heißen, daß die Entwicklung der kirchlichen Rechtsverhältnisse durchaus nicht einheitlich war.

Weiterhin ist bei den 1954 gewählten Kirchenvorstehern Tischlermeister Ad. Schmidt, der langjährige Friedhofs- und Pachtsachenverwalter der Kirchengemeinde, zu nennen. Neuerdings ist K. Löwe aus dem Kirchenvorstand ausgeschieden und an seine Stelle Ad. Ristau getreten. Schließlich ist die Liste der Juraten durch den Dorfschreiner L. Bremer weiterhin ergänzt; er fand für 1686 Alrich Hein und Cord Siems, der bis 1688 genannt wird, für 1695 Claus Matthies, für 1695 Alrich Delvater und für 1699/1701 Claus Bohlen und Joh. Harnes. Wir sind für diese Ergänzung sehr dankbar.

H. W.

Don Bremerhavens Straßen und Gassen

Glossen zu ihren Namen

II. Die neue Zeit

Die große Masse der Bremerhavener Straßennamen entstammt dem 19. und 20. Jahrhundert, zumal der Zeit von 1850 bis 1950. Die Gesichtspunkte, nach denen man bei der Namenswahl vorgegangen ist, haben stark geschwankt. In der älteren Zeit bevorzugte man Namen, die auf die Lage der Straße anspielten. Das gilt z. B. von der vom Leher Büttel zum Bremer Hafen führenden Hafenstraße, von der Bremerhavener Mittelstraße, von der Kreuzstraße, aus der später eine Krüselstraße wurde (kruze, kruse = Kreuz!), und von der die alte Geestefähre mit dem Bremerhavener Markt verbindenden Fährstraße. Ähnlich verdanken die verschiedenen Geeststraßen ihre Namen der Lage an der Geeste. Gleiche Gesichtspunkte führten zu Namen wie Deichstraße, Sielstraße, Schleusenstraße, Marktstraße, Schmiedestraße, Kirchenstraße, Poststraße, Bahnhofstraße, Wiesenstraße, Weidestraße. An der Schieferstraße wohnte ein Schieferdecker, an der Fischerstraße ein Fischer. Die Hökerstraße bildete das Domizil der Leher Markthöcker und an der schon älteren Pieperstraße in Lehe, der „Piepersee“, sollen die Stadtpfeifer gewohnt haben. An der Lloydallee lag das Verwaltungsgebäude des Norddeutschen Lloyd. Der Name Karlsburg sollte an die Vorgängerin des bremischen Bremerhavens, die schwedische Schöpfung Carlsburg oder Carlstadt erinnern.

Andere Namen zielen auf die Gestalt oder den Charakter einer Straße, so etwa Lange Straße, Kurze Straße, Schmale Straße, Krumme Straße, Buchstraße, Am Knie, Sackstraße (vergl. dazu die Bezeichnung Sackbahnhof!), Grüne Straße, Baumstraße usw.

In einigen Fällen erhielten die Straßen schon im 19. Jahrhundert Namen, die auf alte Flurbezeichnungen zurückgehen. Zwar lehnte der Bremerhavener Amtmann Thulesius die Erhaltung des Flurnamens Fettkamp und Borries im Benehmen mit seinem König den Namen Nurthe ab. Aber Geestendorf bewahrte die Flurnamen Thee und Pasch in Gestalt der Theestraße und Paschstraße. Dabei sei ein Irrtum unserer Heimatforschung richtiggestellt. Der Pasch mit seinem kurzen Vokal a hat auf keinen Fall etwas mit dem Lehnwort Paasch, d. h. Ostern, zu schaffen, selbst wenn auf ihm einst Osterfeuer abgebrannt worden sein sollten. Noch viel weniger ist in der Theestraße und der Paschstraße einst Tee legal gehandelt oder illegal „gepascht“ worden.

Als unter dem Einfluß der Heimatvereine der Heimatgedanke starken Auftrieb erhielt, folgten solchen Namen andere mit dem Ergebnis, daß heute die Mehrzahl der alten Flurnamen in den Straßennamen fortleben.

Da die Flurnamen angesichts des ständigen Wachstums der Stadt den Bedarf an Straßennamen allein nicht zu decken vermochten, griff man zu dem Mittel der Benennung nach anderen — besonders den in den beiden Weltkriegen verlorengegangenen —

deutschen Städten oder nach benachbarten Städten und Landschaften. Leider zeigte man dabei gelegentlich wenig Phantasie.

Dagegen verdient vermerkt zu werden, daß erfreulicherweise in einigen Fällen der Volkshumor zu seinem Recht kam. Zwar haben wir nicht, wie Cuxhaven, einen Elfenweg — benannt, übrigens auf eigenen Wunsch, nach den Bewohnerinnen des Cuxhavener Ibbigheims. Aber Geestendorf gab, wie andere Städte und Flecken an der Küste, einer Straße, in der damals noch die Düngerhaufen dampften — wenn auch nicht allein aus diesem Grunde —, als Ausgleich den wohlriechenden Namen Rosenstraße, dem eine Nelken- und Tulpenstraße folgten, und am Fischereihafen benannte man eine Straße, wegen deren Linienführung es einiges Knurren gegeben hatte, „Knurrhahnstraße“.

Ein besonderes Kapitel bilden die Personen-namenstraßen. Vor allem nach der Jahrhundertwende entstanden Dichter-, Musiker- und Feldherrenviertel, wobei zu adnotieren, daß der Pate der im Musikantenviertel belegenen Bleßmannstraße kein Musiker oder Bläser, sondern ein wohlverdienter Bürgermeister des Hafenortes Geestemünde war — wie übrigens auch in der nach einem Leher Fleckensoberhaupt benannten Felsstraße niemand Gefahr läuft, an einen Fels oder Stein zu stoßen.

Im letzten Jahrhundert hatte man die Namen solcher Männer bevorzugt, die sich besondere Verdienste um die Gründung und Lenkung der Unterweserstädte erworben hatten, des Bürgermeisters Smidt, des Königs Georg, seines Innenministers Borries, des Stader Landdrosten von Bülow, des „Agenten der Bremischen Assekuranzen“ Johann Köper, des Posthalters Boetius Bülken in Geestendorf, der um Lehe verdienten Familie Nonne oder Nonnen usw.

Aber neben den Familiennamenstraßen gab es

weit mehr Vornamenstraßen. In den damals noch kleineren und engeren Verhältnissen kannte man sämtliche Mitbürger bei ihren Vornamen. Deshalb konnte man sich auch bei der Wahl der Straßennamen im allgemeinen mit ihnen begnügen. Das zeugt zugleich von einer schönen Bescheidenheit der Bürger. So erhielt im nahen Nordenham selbst der Gründer der Stadt, Wilhelm Müller, nur eine Wilhelmstraße. Aber dem Chronisten ersichert diese Art der Namensgebung natürlich seine Aufgabe zur Enträtselung der Straßennamen nicht wenig, und selbst dadurch wird die Sache nicht einfacher, daß man die Namen solcher Männer bevorzugte, deren gewiß nicht zu unterschätzendes Verdienst ausschließlich darin bestanden hat, Erbauer eines Eckhauses an „ihrer“ Straße zu sein. Man suche übrigens nicht für die Leher und Geestemünder Johannesstraße (heute Johannesstraße) nach einem Johannes. Die Straßen sind nach einem der unzähligen Träger des Namens Johann benannt worden, die es damals hierzulande gab. Nur des Wohlklangs wegen gingen sie als Johannes in die Ewigkeit ein. Auch gab es in damaliger Zeit in Neugeestemünde nicht einen einzigen Paul, wohl aber eine Pauline, die sich zu gleichem Zweck eine Ummodelung ihres Namens gefallen lassen mußte und so zur Patin der noch heute bestehenden Paulstraße wurde. In Bremerhaven aber dürften sich — wenn sie noch leben würden — die Bauunternehmer Jakob Eits und Jakob van Limbeck um die Ehre streiten, Pate der Jakobstraße zu sein, die im ältesten Adreßbuch der Stadt aus dem Jahre 1848 noch „Jakobsburg“ heißt.

Doch nichts auf die Namensgeber! Sie haben ihre Aufgabe oft genug mehr als ernst genommen. Als man der Gerhardstraße einen Namen geben wollte, ging man der Reihe nach die Namen der Söhne vom Mühlengrundstück an der Straßenecke durch. Leider waren sie alle schon in Straßennamen vertreten. So verfiel man schließlich auf den Namen Gerhard. Niemand kann heute mehr mit Sicherheit angeben, warum, und dabei ist der Name Gerhardstraße nicht älter als etwa zwanzig Jahre. Benno Eide Siebs

Höh, — faslam!

„Wenn du op'n Faslam nich narrsch büst, denn warst dat ganze Johr nich klook“, segt dat ole Sprickwort. Un wenn'n sik an dissen Dag dat Leben un Driebe so ankickt, denn kann's marken, dat jedereen dorop bedacht is, en klook un gescheut Minsch to warn. Wat von dat ole dütsche Faslam noch nableben is, dat is jo man blos noch 'n ganz gatlichen Rest. Awer wi wüllt uns von Harten freun, dat wi wenigstens dit noch beholn hebbt.

In de Südheid un in den Umkreis von Hannover, dor loopt lüttje un grötere Kinner dör't Dörp un hebbt'n grönen Hülsenbusch in de Hand, de mit bunten Bannern un Sleifen utstaffiert is. Se gaht in jedt Hus, stellt sik op de Däl oder in't Flett un ropt: „Höh, Faslam!“ Dorbi fangt se denn ok al ehrn Spruch an, de heet stäenwies' so:

„Faslam, Faslam, trummel op'n Busch!
Hebt ji nich brav Eier un Wust?
Lat uns nich to lang stahn,
Wi möt noch'n Hus wieter gahn!“

Oder se dreiht sik na de Husfroo ran un grölt:

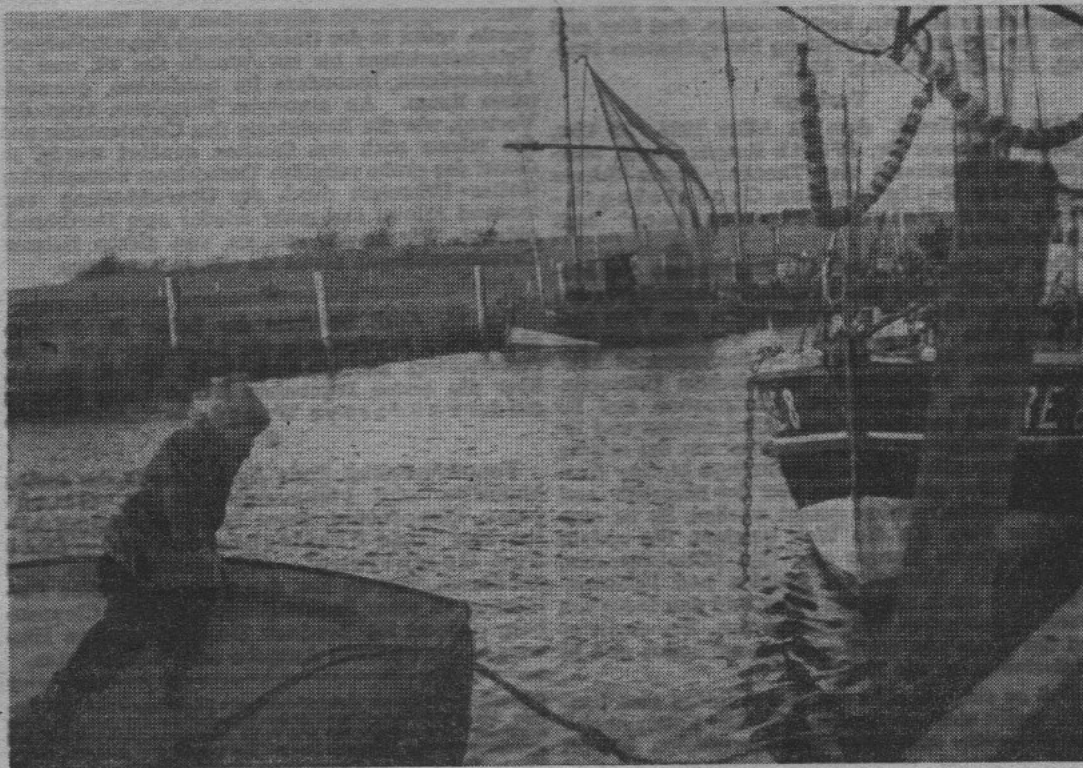
„Moder, diñ Däl is holl un boll,
Fotteihn Eier giffst dat woll;
Fief in'n Grapen, fief in'n Schapen
Und fief in de Kiepe,
Denn ward de Husfroo selig un riek.
Achter de Dör, dor is dat Nest;
Bi de lütten Deerns is doch dat Best.“

Is de Vers ut, denn strakt de Kinner jeden en pormal mit den scharpen Busch öwer den Puckel un seggt: „Eck hülse di —, eck hülse di!“ Un dorop mutt Mudder denn nu herrücken, wat se al vörher de lütten Gäst prat legt har: Kooken, Appel, Nöt oder ok'n Gildstück. De't ganz got maken will, de binnt jüm ok noch'n bunten Band an ehrn Busch. Stäenwies' heet disse Strus ok Fubusch oder Fudelbusch. Un wat he uns ut ganz olen Tieden, ut de Tied von de olen Dütschen, to seggen heet, dat heet so: De gröne Fubusch schall bedüden, dat de Winter mit all sin Küll un Fröst doch noch nich all dat Gröne vernichten kunn't heet, dat sik doch noch dat frische Leben holt heet; un von disse lebennige Kraft schull dör den Schlag oder dat Strakeln de Minschen wat afgeben warn. „Eck hülse di“, dat bedüdt so vel as: „Eck schink di nee't Leben na de lange, dumpe Winternacht, dat du weller frisch un gesund an din Arbeit gahn kannst.“

Mannigmal wür de Faslamspruch ok eeniger-maten deftig, so as de Lü'e op'n Lann' sülsen sünd. In'n Ollnborger Lann', dor kleeden fröhre de Junggäst un Knechten sik dull ut un süngen:

„Faslam, Faslam is anfangen;
Moder, hest keen Mettwust hangen?
Vader, lang de Göffel her,
Mettwust, dat is uns' Begehr.
Hebbt ji nich'n Hohn, swart oder witt,
Dat mi noch'n Ei herschitt?
Een is nix, twee is watt,
Dree, — denn gaht wi unsern Pad.“

Dat Utkleeden, Utklattern oder Utfuntern wür domals bi'n Faslam en grote Hauptsak. Je verrückter dat utseeg, je unklouker güngen se dorbi to kiehr. In Schap- un Ziegenfellen verummeln se sik un sneden sik ut Popier oder Tüglappen Frätzen trecht, — dor kunn't angst un bang vör warn. De weggen leeten sik von ünner bit baben mit Stroh bewickeln, löpen op Hann' un Föt un böiken, as wenn son Ap dat Unglück krigt. Den ganzen Tog vöran güngen för gewöhnlich 'n por Mus-kanten, un wenn dat nich, denn spel een den Treckbüdel, un de annern klötern mit Puttdeckels, blasen op'n Kamm oder maken annern Larm. De Sluckbuddel köm bi de Gelegenheit ok to sin Recht. Wat den Dag öwer an Eier, Wust oder Drinkgeld tohoppsnurt wür, dat wor na den Burn hinbrocht, de dat Faslambeer in har. Dat güng bi



„Einmal ins mittelhörn dröven...“

de Hoffstään in'n Dörp de Reeg na. Ok Nabers un annere Dörpslü'e brochten wat hin un sorgen dör, dat dat 's abens an nix fehlen dä. Dat Gild för Kôm un Beer kôm ut de grote Kass', un wenn van dat Gedrûnk wûrklîch wat ôwer bleben wûr, denn wor dat'n por Dag' later bi't Afrâken verheert. In'n Faslamhus fehlen denn ok nich de Muskanten. Dree, veer von dat Slag seeten baben bi'n Fûrhierd op'n hûlten Bank achter den langen Dîsch un tuten un fiedeln, dat old un jung de Föt kribeln dän un de Been sik mit'n besten Willen nich mihr bargen kunnen. — Junge —, wat gûng'r dat langs! — Luten, de grot Timmermann, de sweet as son Bull in'e Wisch, un de lûtt puckelige Peter-Snieder hûpp vör den Muskantendîsch rûm as son

kopplosen Hahn un slög jûmmer mit dat scheewe Been an't krumme. Af un to har sik namiddags ok al een bi't Supen versehn un kunn'r 's abens nix mihr an don. Nu stûnn he stîef an'n Stinner un har'n por Ogen in'n Kopp as'n dot Kalf. — O Kînners, wat wûr dat'n Jachtern un Juchen un Lachen un Kreihn! Op de Däl wûr't so vull as in'n Warmbeersputt, kunn's di kum noch kiehrn un kanten. Erst gegen den Morgen hin flau de Trubel bilütten af. Wat awer de Standfasten wûrn, de leeten geruhig de Sûnn' opgahn un dwarln denn noch binah den nögsten Dag mit Singen un Tralarn in'n Dörp rûm. — Ja, ja! Eenmal in'n Johr is't blos Faslam...
Hinrich Braasch

Hofstelle mal Feuer entstehen, wobei der Scheuennvorrat doch verschont blieb.

Das Getreide lagerte bis zum Frühjahr, ohne daß es minderwertig oder von Mäusen zernagt wurde, das braune und weiße Wiesel, sowie streifende Katzen sorgten für die Kurzhaltung der Mäuse.

Auch hier ist die frühere Zahl auf acht zusammengeschmolzen; vier davon sind laut Amtsblatt für den Kreis Wesermünde vom 7. Februar 1953 unter Naturschutz gestellt. Die Bezeichnung lautet „alte Schafställe“, was allerdings nicht zutrifft, sondern es sind Kornscheunen. Eine davon ist im Laufe des Sommers abgebaut und in Speckenbüttel in gleichem Zustand wiedererstanden.

Aus der Vergangenheit kann der Brink viel erzählen: Bis 1911 war hier der Spielplatz der Schulkinder; selbst Barren und Reck waren vorhanden. Zirka 100 Meter davon war in den achtziger Jahren eine Schankwirtschaft und Kolonialwarenhandlung; so kam es, daß an Wochentagen die jungen Leute die Schafe füttern mußten, dagegen sonntags die Bauern selbst, und so wurde meistens im Krug haltermacht und Solo gespielt; dabei wurde manches Mal Sonntagskaffee und Abendbrot verpaßt.

Als gegen 1911 die Seuchenjähre nach und nach auftraten, wurde auf Anordnung Drahtverhau um den Abschnitt der Schafställe gezogen. Hier hatten nur die Schäfer Zutritt. In den neunziger Jahren bezogen zweimal Manövertruppen — Dragoner und eine Haubitzenbatterie — hier Notquartiere. Von 1940 bis 1945 waren es französische Kriegsgefangene, die sich in einem massiven Stall häuslich eingerichtet hatten und am Tage bei den Bauern arbeiteten. Als aber im Mai 1945 die Engländer hier Stellung bezogen, wurden die Franzosen nach Hause geschickt.

Wo auch die Engländer waren, wurde geschmort und gebraten; selbst die Strohstücke der Franzosen gingen in Flammen auf. Noch heute, nach elf Jahren, wundert man sich, daß kein Gebäude dem Feuer zum Opfer gefallen ist.

Erwähnenswert ist noch ein Wort unseres allverehrten Kreisausschussekssekretärs Reineke aus früheren Jahren, in dem er bat, den Brink in seinem damaligen Zustand zu erhalten. Leider aber hat sein Wunsch nicht verwirklicht werden können.

H. Hansen

Dom alten Brink in Jreisdorf

Auf vielseitigen Wunsch möchte ich etwas über die Vergangenheit einer Gemeinde (Realgemeinde) in der Gemeinde berichten; um nun hier einen Anfang zu haben, muß ich auf die Jahre der Verkoppelung 1858 zurückgreifen. Laut Beschluß der politischen Gemeinde waren es 33 Interessenten, die zu der Zeit einen Anteil am Scheunen- und Schafkobenplatz, je nach Größe ihres Betriebes, zugeeilt erhielten. Die Gesamtfläche betrug 990 Quadratrußen — eine Hannoversche Rute gleich 21,8 Quadratmeter — das ganze wurde als Hofraum bezeichnet.

Gegen 1888 waren 23 Schafställe und 15 Kornscheunen vorhanden, erstere nach der Nordseite, letztere nach der Südseite. Die Zahl der Schafe betrug damals und auch noch später zirka 600.

Dr. Friedrich Prüfer zum 65. Geburtstag

Wenn der Direktor des Bremischen Staatsarchivs, Dr. Friedrich Prüfer, mit dem Ende des Lenzmondes in den Ruhestand tritt, kann er auf ein reiches Lebenswerk zurückblicken. Das haben ihm auch die zahlreichen Glückwünschenden und die hohen Ehrungen, die er dieser Tage zu seinem 65. Geburtstage empfangen hat, bestätigt.

Dieser geborene Bremer, der in Marburg promoviert hat, ist den Morgensternern durch manchen tiefgründigen Vortrag, von mancher kundigen Führung im alten und neuen Bremen und aus vielen seiner eigenen Arbeiten, ebenso wie als Schriftleiter der von der Historischen Gesellschaft herausgegebenen „Bremischen Jahrbücher“ und als Herausgeber der „Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen“ wohl bekannt.

Wer immer von Fachgenossen oder Studenten im Bereiche bremischer Geschichte zu arbeiten hatte, weiß die Liebenswürdigkeit und uneigennützigste Bereitschaft zu rühmen, mit der Friedrich Prüfer auf Grund eigenen Schaffens und aus seinem umfassenden Wissen Forschungshilfe und Anregung vermittelte; ganz gleich, ob es sich um Bremens Schiffahrt oder um Namenkunde, um Geschichte der Hanse oder Herkunft der mittelalterlichen Bevölkerung, um die Entwicklung des Kaffeehandels oder den alten Balge-Hafen handelte. Wer mit uns Morgensternern im Hause Hodenberg einmal den in bremischer Breite und Behaglichkeit berichteten Histörchen und Anekdoten von entschwindenden Zeitläuften und Männern lauschen durfte, der erfuhr schnell, daß neben dem Wissenschaftler eine Persönlichkeit mit echtem Humor zu ihm sprach.

Beiden, dem Forscher von Rang wie dem warmherzigen Menschen, gilt heute Dank und Glückwunsch!

P.

die von zwei Gemeinschafts- und einem Privatschäfer betreut wurden. Für je sechs Schafe wurde der Schäfer einschließlich Hund einen Tag von den Bauern, also bei 30 Schafen fünf Tage hintereinander, beköstigt. Zum Teil hielten die Schäfer auch selbst Schafe, die im Winter mitgefüttert wurden. Demzufolge war auch das Jahresgehalt nicht sehr hoch. Im allgemeinen wurden die Schäfer viele Jahre gehalten; als nun doch mal ein Wechsel erforderlich wurde, meinte der Rechnungsführer: „Scholmester för de Kinner kriegt wi eher als för de Schap 'n goden Scheper.“

Da aber in den nächsten zehn Jahren der künstliche Dünger mehr in Anspruch genommen wurde und in weiteren Jahren Räude und Maul- und Klauenseuche auftraten, ging die Zahl der Schafe fortlaufend zurück, so daß seit acht Jahren keine Schafe mehr gehalten werden. Der letzte Aushilfschäfer war Bernhard Baum.

Das Alter der Schafställe sowie der Kornscheunen läßt sich nicht feststellen, denn es hat zu der Zeit kein Handwerker gewagt, eine Jahreszahl einzustemmen. Fest steht jedoch, daß die Schafställe eher aufgebaut wurden als die Kornscheunen, zumal unsere Vorfahren erst Dünger haben

mußten, bevor sie ernten konnten; denn das war mit der Hauptzweck der Schafhaltung.

Im Jahre 1925 erhielten die Interessenten dank unseres früheren Kreisbaumeisters Kleffmann die ersten ordentlichen Satzungen einer Realgemeinde. Zu der Zeit bestanden von den früheren 33 noch 28 Anteile. Durch Verkauf eines Anteils an einen anderen Interessenten hatte sich die Zahl seit 1858 um fünf verringert, und so sind es auch bis heute noch 23 Anteile.

Da nun seit Jahren ein Mangel an Bauplätzen in der Gemeinde besteht, wurde auf Ansuchen der Baulustigen beschlossen, einige Plätze an den Straßenfronten gegen einen angemessenen Preis abzustößen. dagegen wurde der Heldengedenkplatz von 1914/18 und 1939/45 unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Durch diese Abschreibungen verfügen die 23 Interessenten heute noch über 1,35 Hektar. Die jetzt noch vorhandenen neun Schafställe verfallen bis auf einige nach und nach, da Reparaturen sich kaum mehr lohnen.

Der Bereich der Kornscheunen war räumlich von den Schafställen getrennt, selbige werden noch halbwegs in Pflege gehalten. Hier stellt man sich nun die Frage, warum so weit von der Hofstelle, zumal einige Besitzer das Ackerland auf der anderen Seite des Dorfes hatten, also viel Zeit unterwegs verbrachten? Der Roggen und Hafer, der hier eingefahren wurde, war der eiserne Bestand des Bauern, möglicherweise konnte auf der

Mitteilungen und Hinweise

Bundesverdienstkreuz für Claus Oellerich

Das Bundesverdienstkreuz am Bande erhielt aus Anlaß seines 80. Geburtstages, über den wir im Oktober berichteten, unser Ehrenmitglied Claus Oellerich in Cuxhaven. Die Auszeichnung wurde ihm kürzlich durch den Regierungsvizepräsidenten Ross im Beisein des Oberstadtdirektors Dr. Wachtendorf, des Kultursenators Rektor Lübke und der Cuxhavener Heimatforscher überreicht. Es wurden damit seine Verdienste um das Cuxhavener Heimatmuseum, den ehemaligen Heimatverein und die Heimatgeschichte anerkannt, zugleich auch seine langjährige Tätigkeit als Naturschutzbeauftragter gewürdigt.

Hö p c k e

Ostereieressen im Geestbauernhaus

Der Bauernhausverein Lehe lädt alle Mitglieder und Freunde zum traditionellen Ostereieressen am Gründonnerstag, 18. April 1957, um 20 Uhr im Geestbauernhaus ein. Brot, Brötchen, drei Eier und Tee für 2,50 DM. Anmeldung bis spätestens Freitag, 12. April. Fernruf 65 11.

Vorträge

Am Sonnabend, dem 23. März 1957, 20 Uhr, spricht Professor Dr. Wirth Roeper Bosch, Marburg, im Musiksaal der Theodor-Storm-Schule über „Die Religion des Großsteingräber- und Felsbilderzeitalters“ (mit Lichtbildern.)

Der Vortrag behandelt die Erscheinung der Megalith- (Großstein-) und Megalithgräberreligion als die einzige Hoch- und Weltreligion der Vor- und Urgeschichte der Menschheit. Von unseren geschichtlichen Hochreligionen — Brahamismus bzw. Hinduismus, Buddhismus, chinesischem Universalismus (Lao-tse, K'ung-fu-tse), Christentum und Islam — sind nur Buddhismus, Christentum und Islam Weltreligionen geworden; aber nur der arische Buddhismus allein ohne gewalttätige blutige Ausbreitung. Das gleiche kann von der Megalith- und Megalithgräberreligion gesagt werden. Es ist eine religiöse Idee, die die Welt gewinnt. Sie umfaßt das atlantische Europa und den Mittelmeerraum, einschließlich Nordafrika, Arabien und Palästina. Sie strahlt durch das Rote Meer und den Indischen Ozean (Indonesien, Polynesien) aus. Sie erscheint auf der Krim wie am Kaukasus, am Indus und in Hinterindien wie in Korea.

Daß es sich um eine zentrale religiöse Idee handelt, ergibt sich aus der einheitlichen Kultsymbolik der Megalith- und Megalithgräberreligion, bei oft lokal, regional und ethnisch bedingten Sonder- und Eigenentwicklungen. Erst an Hand der ge-

meinsamen Kultsymbolik läßt sich die Megalithgräberreligion und die damit zusammenhängende Felsbilderreligion der jüngeren Steinzeit und Bronzezeit als eine atlantisch-abendländische Hochentwicklung der nordeurasiatischen Urreligion der letzten Eiszeit, der Aurignac- und Magdalenenkultur, erkennen. Ihr Träger war die Aurignac-Cromagnonrasse, die Ahnenrasse der weißen Rasse.

Diese Himmel-Erde-Religion mit ihrem kultischen Matriarchat, ihrem charakteristischen Wiedergeburtsglauben und dem Motiv des Heilbringergottes als Welt- und Jahrgott, dem Wahrer der göttlichen Weltordnung, dem Seelenleiter, ist in der Fortentwicklung des letzteren Motivs (Grablegung, Auferstehung usw.) besonders der abendländischen Megalithgräberreligion eigen. Die Kontinuität dieser Urreligion, die von der eurasiatischen Völkerwanderungsperiode abgebrochen und überschichtet wurde, reicht in der Überlieferung des altgläubigen Volksbrauchtums bis zur Wende des 19. und 20. Jahrhunderts, besonders im nordischen, germanischen Raum. An einzelnen Beispielen zeigt der Vortrag, wie die Entstehung des Christentums und des Islams noch aus Quellen genährt wurde, in denen der große religiöse Tiefenstrom menschlicher Gottes-Urkenntnis durch die Übersichtung von tausend Jahren und mehr wieder zum Durchbruch gelangt. Wir fangen erst an, von diesen tieferen Zusammenhängen etwas zu wissen, zu ahnen.

★

Am 15. April berichtet der Leiter der Niedersächsischen Landesstelle für Marschen- und Wurfenforchung, Dr. Haarnagel, Wilhelmshaven, über die ersten Ergebnisse seiner Ausgrabungen auf der Feddersen Wierde (mit Lichtbildern).

★

Vorankündigung. Ende April oder in der ersten Maihälfte wird Museumsdirektor Dr. Ottenjann, Cloppenburg, einen Lichtbildervortrag halten über „Das Freilichtmuseum — Idee und Gestaltung“. Wir weisen schon jetzt auf diesen Vortrag hin, der zugleich als eine Einführung zu einer Besichtigungsfahrt nach Cloppenburg gedacht ist. Beachten Sie bitte unseren Hinweis in der nächsten Ausgabe des Heimatblattes.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzten & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postcheckkonto 136 96. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Lange Straße 7.